

Abschied!

Nach ca 20 Jahren in einem Betrieb mit das Aus.
Bis September noch Kurzarbeit 0 Stunden, dann in die Arbeitslosigkeit entlassen.
Bei der kommenden Massenarbeitslosigkeit und mit 50 Jahren ist da an eine Chance nicht zu denken.
Bei ca 450.- Arbeitslosengeld und den gestiegenen Preisen ist ein Überleben nicht möglich.
P. Sakowski

Selbstmörder Peter S., Abschiedsbrief: „Ein ganz normaler Abgang"

Tod in der Heldenstadt

SPIEGEL-Reporter Matthias Matussek über den Selbstmord des Peter S.

Tonnenschwer hängen Marx und die proletarischen Übermenschen als Bronzerelief an der Universität. Sie hängen dort, wo sich im Herbst 1989 die neuen Helden trafen, um für einen humanen Sozialismus zu demonstrieren und später für die D-Mark. Die Gutachter der Heldenstadt streiten darüber, ob sich die 14 Meter breite Monumentalplastik entfernen läßt, ohne die Statik des ganzen Gebäudes zu gefährden.

Bronzehelden lassen sich auswechseln, Biographien dagegen nicht. Ein Jahr nach der Einführung des Kapitalismus wirken die Menschen in Leipzig wie begraben unter den Trümmern der alten Ideale, der alten Zeit.

Auf der Stalinkathedrale am Roßplatz wirbt ein alter DDR-Vorzeige-Betrieb mit dem Spruch: „TAKRAF – Ihr Partner für erfolgreiche Invest . . ." Hier ging ihm die Puste aus. Der Wortrest liegt im Dunkeln, die Leuchtröhren sind kaputt. Dennoch: Der Aufschwung Ost hat die Heldenstadt erreicht. Mit viel Geld und ganzseitigen Anzeigen. Mag die Gegenwart auch noch so trist sein, die Aussichten sind glänzend, sagen die Herolde.

Die Aufschwung-Matadore tafeln im Speisesaal des Hotels „Astoria" unter einem riesigen Wandgemälde, das „Klassenkampf" heißt. Darauf sind traurige Proletarier mit hochgekrempelten Ärmeln und blasierte Bürger in Kaschmirpullovern. Nach einer Verfügung des Künstlers muß der sozialistische Comicstrip hängen bleiben. Die Gespräche stört das kaum. Von den Tischen dringen Wortfetzen wie „Innovation" und „Filet-Areal" und „Abstimmungen".

Doch die Aufschwung-Matadore treffen auf ausgepowerte Helden. Auf Menschen, die gewohnt waren, für ihre Anwesenheit karg alimentiert statt für ihre Motivation bezahlt zu werden. In der Sprache der offiziellen Gutachter heißt das so: „Die für den Wirtschaftsaufschwung mindestens ebenso dringend notwendige Änderung der Mentalität der Menschen läßt sich allerdings weder durch Gesetze und Verordnungen noch durch zusätzliche finanzielle Mittel herbeiführen*."

Wie wird man initiativ? Das Neue, das auf die Menschen einstürzt, stimuliert wenig mehr als orale Reflexe. Alle anderen Sozial-Techniken, die sie erlernt haben, sind nicht mehr gefragt.

Keine Straßenecke ohne Imbißbude. In einer ist Lärm. Der Pächter wird von der Inhaberin aus dem Westen zusammengestaucht, weil der Wagen dreckig sei. Er duckt sich stumm unter den Beschimpfungen. Als sie weg ist, dreht er sich zur Kundschaft mit der treuherzig-traurigen Frage: „Seid ihr für so was auf die Straße gegangen?"

Für die glänzenden Aussichten in diesen tristen Zeiten sorgen einstweilen Videoläden, die die Stadt überziehen, Imbißbuden für die Seele, die den Hunger, den sie stimulieren, nie befriedigen können. Über der Straßenbahnhaltestelle einer Siedlung wirbt das Plakat aus „Pretty Woman". Zwei Traumgeschöpfe, jung und schlank, Richard Gere und Julia Roberts, und daneben der Spruch: „Verlieb dich mal wieder". Darunter steht schwankend ein Betrunkener im Regen und versucht, eine korpulente Frau im Jeans-Anzug zu küssen. Die entzieht sich.

* Aus „Psycho-soziale Befindlichkeit der Menschen in den neuen Bundesländern nach der Wende im Herbst 1989", Gesamtdeutsches Institut – Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben.

Triste Gegenwart, aber glänzende Aussichten. Im Radio wird eine vietnamesische Frau gesucht, die ihr Kind verkauft haben soll, „offenbar aus einer finanziellen Notlage heraus". Die Meldung wird später dementiert. Leipzig ist häßlich. Die neuen Zeiten machen es noch häßlicher.

Hier, im Osten, lassen die Boulevardspezialisten die Sau raus, denn das Gelände ist roh. „Besserwessi mit Bierflasche erschlagen", das zieht. Dazwischen „Stasi-Nutten-Report" und „Bingo"-Brüste, ein verwüstendes Gemisch. In der *Bild*-Zeitung wird der Tod des Peter S. zur Schlagzeile. „50 und arbeitslos – da nahm er sich das Leben."

★

In seinem Abschiedsbrief, den die *Bild*-Zeitung druckt, ist die Rede von der „kommenden Massenarbeitslosigkeit". Besser hätte sie das auch nicht sagen können – kantenlos paßt die Meldung in den Gefühlstrend. Peter S. – zerschmettert von den „gestiegenen Preisen", ausgelöscht von der Marktwirtschaft? Ein Opfer der neuen Zeit oder ein spätes Opfer der alten? Vielleicht ist das Drama dieses Todes doch mehr als ein Zeitungsklischee? Warum wollte Peter S. sterben?

Ein düsteres Eckhaus im Industriegebiet. Selbst wenn der Industrienebel für einige Momente zerreißt, hat die Sonne hier keine Chance – das Haus ist eingekeilt zwischen zwei Fabriken, zwei Backsteinriesen aus dem 19. Jahrhundert, in denen es still geworden ist. Ab und zu werden die Höfe gefegt.

Die „gute Hausgemeinschaft", von der in der *Bild*-Zeitung die Rede war, heißt Lothar, ein schmächtiger, grauer Mann in Filzlatschen, der Hausmeister, der ungern seinen Sessel vor dem Fernseher verläßt. Nein, nicht bereits „nach zwei Tagen" *(Bild)* hatte er nach Peter S. geschaut – er hatte ihn die ganze Woche nicht gesehen. Und „besorgt" *(Bild)* war er schon gar nicht. Was er empfunden habe, als er S. dort in seinem Bett liegen sah? „Wissen Sie, ich bin ein Mensch, den so was kaltläßt. Sie könnten dort verrecken, und ich würde nicht den Finger krümmen."

Bewundernd läßt er seinen Blick schweifen über die Kommoden, die braunen Kunstledersessel, die sauberen, fadenscheinigen Teppiche, die Videokassetten. Ja, Peter S. war einer der ersten, der einen Videorecorder besaß. „Der hat alles immer als erster gehabt."

Hunderte von buntbedruckten Gläsern, Schubladen mit Gummibändern, Garn und vor allem Werkzeug, wertvoller Besitz in einer Tauschgesellschaft. Aber heute?

„Er hat ja jeden Mist aufbewahrt", sagt der Hausmeister und deutet auf das einzige, was keinen Tauschwert hat: Ansichtskarten, Briefe, persönliche Papiere, Fotos. Ein Kinderfoto hängt an der Wand. Er soll ja einen Sohn gehabt haben.

Einige Zeit später stehen die Nichte und ihr Mann in der Wohnung. Beide sind arbeitslos. Das Leben und der Alkohol haben ihre Gesichter verwüstet.

„Natürlich ist es hart für uns", sagt die Nichte, „wir haben ja jetzt die ganzen Rennereien." Noch weiß sie nicht, wieviel sie erbt. Und schon muß sie sich um alles kümmern. So eng war sie mit ihm gar nicht. Sie hatte am Tag seines Todes bei ihm die Fenster offenstehen sehen. Sie hatte nicht hochgerufen. Er war ein bißchen sonderbar in letzter Zeit. „Haben Sie sich mal umgeschaut? Der hatte doch alles! Das ist doch unnormal." An Peter S. kann sich keiner erinnern, aber jeder an das, was er besaß.

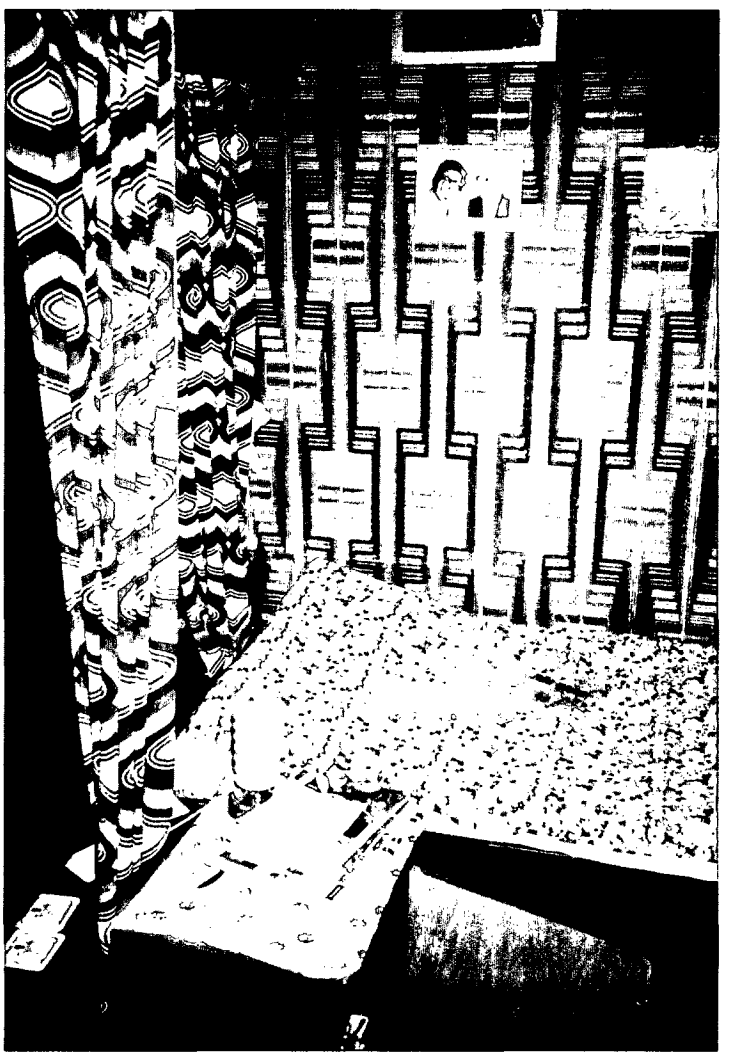
Ihr Mann dröhnt dazwischen. „Das war doch von langer Hand vorbereitet", verkündet er mit blitzenden Augen. „Der hatte das ganz akkurat geplant." Für ihn ist Krieg – und S. hat sich in die Büsche geschlagen. Er fühlt sich betrogen. Doch er läßt sich nicht für dumm verkaufen. In seinem Vorratskeller hat er Billig-Konserven und Tütenbrühe gestapelt. Er hortet. „Bis mindestens zum Jahresende kommen wir durch", sagt er und grinst über seine Gerissenheit. Für ihn ist Wendezeit ein Fronterlebnis.

Er ist ein gutmütiger Hüne, ein Opfer wie alle anderen in der Wohnung des Toten. „Diese Tiefkühltruhe da, die war vollgepackt mit Fleisch." Er schüttelt den Kopf. „Da bringt man sich doch nicht um. Wenn das jeder machen würde, dann gäbe es ja bald niemanden mehr!"

S. kannte er nie richtig. Aber nun kennt er seine Videos. Besonders angetan ist er von einem Bud-Spencer-Film. Er nennt ihn „Butt". Butt ist sein bester Freund geworden. „Der ist in Ordnung, der Butt. Der haut drauf, und dann ist Ruhe." Als er mal draufhaute, früher, erwischte er prompt den falschen. Nämlich einen von der „Firma", und danach verschwand er für ein paar Jahre im Knast. Trotzdem war es früher schöner.

„Unsere alte DDR mit ein bißchen Westgeld für Ungarn-Reisen – das wär's gewesen", sagt er. Aber er wird sich auch von den neuen Zeiten nicht umhauen lassen. Er öffnet eine Kommode und wuchtet eine Fünf-Kilo-Konserve mit Senfgurken in die Tasche.

Peter S.' Bekannte und Kollegen haben von seinem Tod aus der *Bild*-Zeitung erfahren. Kaum einer weiß mehr über ihn zu erzählen, als daß er ganz nett war und daß er doch eigentlich alles gehabt hat. Aber was ist alles? Drei Fernseher?



Tatort Schlafzimmer: Kein Wort über die Einsamkeit

Alle sind sie arbeitslos. Wie gelähmt haben sie die letzten Wochen vor dem Fernseher verbracht, von ihren Betrieben auf null Stunden gesetzt, und irritiert und leer und fast wie tot auf den Tag ihrer Entlassung gewartet. Peter S. muß sich ähnlich gefühlt haben – er hatte diesen Zustand nicht ausgehalten.

Keiner hat sich über eine neue Anstellung Gedanken gemacht. Für sie bedeutete Arbeit nicht, durch Rackerei zu Reichtümern zu kommen. Arbeit, das war die Tätigkeit, bei der man seine Freunde traf. Nun sind sie ohne Arbeit. Und ohne Freunde.

„Schreiben Sie ja meinen Namen nicht", sagt einer. „Sonst muß ich wieder als Kellner schuften." Er will sich, eventuell, auf „Reiseleiter" umschulen lassen. „Es gibt doch genug ABM-Mittel."

Ob er an einen Aufschwung Ost glaubt? „Das könnt ihr euch aus dem Kopf schlagen. Wo sind denn wohl die Milliarden geblieben, die ihr im letzten Jahr zu uns gepumpt habt?" Er legt eine Kunstpause ein und klopft sich auf den Bauch. „Die sind verfuttert worden." Er sieht elend dabei aus. Triste Gegenwart. Die glänzenden Aussichten kommen aus der Glotze.

Im neugegründeten Sonderdezernat der Kriminalpolizei, das in einem Hinterhof untergebracht ist, sitzt der junge Kommissar über Peter S.' Akte. „S. trug einen grünen Schlafanzug und war zugedeckt." Plötzlich unterbricht er sich. „Mein Gott, haben Sie die Wohnung gesehen? War nicht schlecht eingerichtet, was?" Dann faßt er sich wieder. „Grünfäulnis unter der Bauchdecke, die Starre hat sich bereits gelöst. Also, der hat seit Montag in der Wohnung gelegen. Am Freitag sind wir gekommen."

Insgesamt, sagt er, sei es ein „ganz normaler Abgang". Früher lag die Selbstmordquote höher. Früher durfte er über seine Arbeit jedoch nicht sprechen. Früher gab es nämlich offiziell keine Selbstmorde. Früher waren alle glücklich.

★

Vielleicht hat er an diesem Morgen, seinem letzten, einen flüchtigen Blick auf die Titelmeldung geworfen, als er die *Leipziger Volkszeitung* aus dem Briefkasten nahm. Ein Bericht von der Agrarmesse. „Glänzende Aussichten – aber triste Gegenwart". Er kennt solche Sprüche, noch aus den alten Zeiten. Ihn berührt das nicht mehr. Der Hausflur: ein feuchtes, dunkles Loch.

Am Mittag hört es auf zu regnen. Er öffnet die Fenster. Es ist dunkel in seiner Wohnung, hinter den Topfpalmenbatterien, hinter den Stores und Gardinen. Und da er sparsam ist, dreht er nur selten das Licht an, das aus drei braungetönten Kunstglaskugeln dringt.

Er nimmt die Fische aus dem Aquarium und zerlegt das Bassin, geht noch einmal in den Hof und schmeißt Teile davon in die Mülltonne. Er sieht die Frau des Hausmeisters am Fenster. Er reagiert nicht auf sie. Nur nicht in Gespräche verwickeln lassen. Er mag die keifende Frau ohnehin nicht. Die noch brauchbaren Teile seines Aquariums säubert er und verstaut sie ordentlich in seiner Schrankwand. Es fällt ihm auch jetzt noch schwer, irgend etwas wegzuschmeißen. In der alten DDR gab es nichts, was man nicht gebrauchen konnte.

Die Fische hatte er sich angeschafft, als seine Mutter gestorben war. Schon in früher Kindheit war sein Vater mit dem älteren Bruder ausgezogen, er war bei der Mutter geblieben, ihr Leben lang. Früher haben sie ihn oft als Muttersöhnchen ausgelacht. In den letzten Jahren war ihm die alte Frau im Rollstuhl zur Last geworden. Und doch vermißt er sie. Er hat einen Splitter ihres Sarges im Familienbuch aufbewahrt.

Seine Mutter und sein Staat – sie starben gleichzeitig. Während draußen, im Herbst 1989, die Menschen am Altstadt-Ring zusammenströmten, war es still um ihn geworden. Draußen wurde das alte System zu Grabe getragen – er kümmerte sich um die Beerdigung seiner Mutter. Er interessierte sich nicht für Politik.

Der alte Staat gab ihm, was er brauchte. Den Rest organisierte er sich über Beziehungen. Er hatte nie Fehler gemacht, war nie gestrauchelt und wurde dafür mit den obligaten Urkunden belohnt. „Peter war seit 1952 Pionier und trat 1955 der FDJ bei. Er zeigte in seinem gesellschaftlichen Einsatz außerordentliche Aktivität."

Seine Mutter und sein Staat waren stolz auf ihn. Er war brav. Und eckte nie an. Wenn ihn die Armee wegen seines Herzfehlers nicht ausgemustert hätte, wäre er vielleicht Major geworden. So hatte er Karriere im „Volkshaus" gemacht, in der HO-Gaststätte eines Leipziger Vorortes. Kellner, Oberkellner und kurz darauf Büfettier. Und da „durch sein vorbildliches Verhalten das Kollektiv im Service sehr gefestigt" wurde, gab es eine Anerkennungsprämie von 100 Mark.

★

Er stand am Zapfhahn, im weißen Kittel, dick und rund und lachte. Ein Freund hatte ihn so fotografiert. Alle mochten ihn. Sie schrieben ihm Ansichtskarten aus dem Urlaub, daß das Bier bei ihm immer noch am besten schmekke. Er genoß ihre Anerkennung und sogar ihre Frotzeleien darüber, daß er mit Frauen nichts anzufangen wußte. Was brauchte er eine Frau. Er konnte selber sehr gut mit Nadel und Faden umgehen.

Jetzt hatte er sich noch einmal fotografieren lassen, einsam, in einem Paßbildautomaten. Sein letztes Foto. Er ist schmal geworden. Die Schultern hängen. Der Mund ist zusammengekniffen. Über der Nase hat sich eine senkrechte Falte in die hohe Stirn gegraben.

Seine Zufriedenheit, seine ganze Existenz zersprangen vor vier Jahren. Da war er von einem neuen Chef zum Hausmeister degradiert worden. Nun war er nicht mehr der tolle Peter im Schankraum, nun mußte er die Böden schrubben. Gewehrt hat er sich kaum. Er war dazu übergegangen, sich seinen eigenen süßen Likör herzustellen, mit Aroma-Stoffen aus der Chemiefabrik.

Seit der Wende blutete auch sein Freundeskreis aus. Mike hatte „rübergemacht" und schrieb ihm aus dem Taunus. Zur Währungsunion hatte er noch ein paar tausend Mark „umgerubelt". Die alte Frau Kämmerer und der Hausmeister hatten ebenfalls größere Beträge für ihn umgetauscht. Er gab jedem 50 Mark. Sie sollten ihn ruhig geizig nennen. Er war nun mal einer, der sein Geld zusammenhielt.

Aber wozu war es jetzt noch gut? Damals war er der einzige, der Westwaren hatte. Jeder beneidete ihn. Nun hatten alle einen Videorecorder. Er galt nicht mehr viel, weder im Haus noch bei den Kollegen.

Schon lange stand fest, daß das „Volkshaus" die neuen Zeiten nicht überstehen würde. Die muffige Schankstube, der triste Riesensaal zogen keine Kunden mehr. So ließ er sich, Anfang des Jahres, endlich seinen Leistenbruch operieren, an dem er schon lange laborierte. Seine Nichte hatte ihn im Krankenhaus besucht.

Sie soll ihn beerben. Ja, ausgerechnet sie, die ihn vor einigen Jahren beraubt hatte. Wen sonst sollte er bedenken? Eine seiner Schwestern hatte sich totgesoffen. Die andere war wie eine Fremde. Sein Bruder hatte den Kontakt zu ihm abgebrochen. Die Nichte also. Sie war die einzige gewesen, die sich im Krankenhaus um ihn gekümmert hatte – auch wenn sie sich jeden Apfel, jede Tafel Schokolade bezahlen ließ. Er hatte ihr verziehen. Sie war gefaßt und verurteilt worden damals. Sie war gestraft genug mit den Männern, an die sie geriet.

Er legt ihr die Karte eines Bestattungsunternehmens auf den Tisch und 1000 Mark in bar in eine Kassette für die ersten Kosten. Die alte Frau Kämmerer aus dem ersten Stock soll den Elektroheizkörper bekommen. Er mag sie. Sie wird dieser Tage 80. Noch im letzten Jahr hat sie gearbeitet, um ihren



Wohnhaus des Peter S. in Leipzig: Triste Gegenwart, glänzende Aussichten

mißratenen Sohn zu ernähren. Doch nun hat sie sich aus den neuen Zeiten verabschiedet. Sie erzählt nur noch von früher, aus den Tagen, als ihr Vater mit einer lebenden Gans im Rucksack aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt war. Oft hat sie ihm die Geschichte erzählt.

Der Hausmeister soll die neue, beschichtete Pfanne bekommen, die ohne Fett brät. Er und seine keifende Frau, die er überhaupt nicht mag, und die alte Frau Kämmerer sind die letzten Überlebenden der alten Zeiten in diesem Haus.

Zu den jungen Leuten, die vor einem Jahr in eine der leerstehenden Erdgeschoßwohnungen eingezogen waren und eine Firmenschilder-Firma aufgezogen haben, hat er kaum Kontakt. Auch zu dem rothaarigen, kurzsichtigen Mädchen aus der Wohnung daneben nicht. Es ist lieb und schüchtern. Ein Heimkind. Jetzt soll es ein Baby zur Welt gebracht haben. Für die Jungen mag die Zukunft beginnen. Er will nicht mehr.

Es hat wieder angefangen zu regnen. Er schließt das Fenster und setzt sich an den Wohnzimmertisch. Die gelbbraune Wolldecke hat er von links mit Klebestreifen an der Tischplatte befestigt, damit sie nicht verrutscht. Und dann schreibt er, mit der gleichen ruhigen Hand, mit der er 20 Jahre zuvor seine Bewerbung als Kellner im „Volkshaus" geschrieben hatte.

Damals gab er, in Schönschrift, „der Hoffnung Ausdruck, mich in das mir zugeteilte Kollektiv gut einzuarbeiten und somit einen Beitrag zur Verbesserung der Versorgung der werktätigen Bevölkerung zu leisten". Ein wenig gestelzt, aber haargenau das, was von einer Bewerbung erwartet wurde.

Aber wie schreibt man seinen letzten Brief? Er hat seine Wohnung pedantisch aufgeräumt, um sie ordentlich zu hinterlassen. Selbst die gelben Plastik-Narzissen in der Küche hat er noch einmal abgewischt. Nun ist er entschlossen, sein Leben ebenso ordentlich zu verlassen. Ohne anzuecken, mit einer vernünftigen Erklärung.

„Abschied", schreibt er auf das weiße, linierte Papier und setzt ein Ausrufezeichen dahinter. Seine Buchstaben sind groß aufgerichtet, klar, er schreibt in Schönschrift. „Nach ca. 20 Jahren in einem Betrieb nun das Aus. Bis September noch Kurzarbeit 0 Stunden, dann in die Arbeitslosigkeit entlassen. Bei der kommenden Massenarbeitslosigkeit und mit 50 Jahren ist da an eine Chance nicht zu denken. Bei ca. 450.- Arbeitslosengeld und den gestiegenen Preisen ist ein Überleben nicht möglich." Und dann setzt er schwungvoll seine Unterschrift darunter.

Kein Wort über seine Einsamkeit. Auch dieses letzte Mal will er mit seinem Kummer niemanden belästigen. Für seinen letzten Entschluß, der jenseits der Sprache gereift ist, dort, wo ihn die Verzweiflung stumm gemacht hat in all den Jahren, entleiht er sich die Sprache der Leitartikler und versteckt seine Trauer hinter einem Klischee.

Er entkleidet sich, hängt die gebügelte braune Hose an die Schlafzimmertür und zieht sich seinen grünen Schlafanzug an. Er mengt die starken Herzmittel Falicard und Carinfar zu einer milchigen Brühe zusammen und leert das Glas. Dann legt er sich in sein Bett. Diesmal zieht er den rotkarierten Vorhang, der das Bett vom Zimmer trennt, nicht zu – er will, daß man ihn sofort sieht.

Dann schläft er ein. Er hat es hinter sich. Die Welt, die er hinterläßt, meldet sich am nächsten Morgen in seiner Zeitung mit der Schlagzeile: „Konzepte für eine erfolgreiche Unternehmenszukunft erörtert".

★

Zwei Generationen leben im düsteren Haus im Industrieviertel unter einem Dach. Die eine schleppt sich durch eine ewig triste Gegenwart. Die andere hat glänzende Aussichten.

Oben, in Peter S.' Wohnung, teilen die Chancenlosen Peter S. untereinander auf. Freunde des Hausmeisters wuchten den Tisch durch den Flur, an dem Peter S. seinen Abschiedsbrief geschrieben hatte. Sein Familienstammbuch mit dem Kuvert, in dem das Sargstück der Mutter steckt, rutscht herunter. „Das kommt auf den Müll", sagt der Mann der Nichte. Es ist

eine gespenstische Kommunion: Peter S. wird verteilt. Er wird ein letztes Mal sortiert, in Verwertbares und Unnützes.

Von ihnen hat keiner für die Wende demonstriert. Sie klammern sich an den Nachlaß des Peter S., an die geriffelte Couch, die dunklen Einbauschränke, die alten Schallplatten, wie an Fetische aus der alten Zeit.

Unten, in der Werbeagentur, sitzen Lutz, Olaf und Raban zusammen und besprechen das Werbekonzept der neuen Stadtzeitung *Kreuzer*. Zu denen da oben haben sie keinen Kontakt. Als sie, kurz vor der Währungsunion, hier einzogen und einen Teil der Fassade neu strichen, „kam nichts von denen. Kein freundliches Wort. Denen war alles egal".

„Die sind die Verarschten", sagt Raban, „wir können uns umstellen, die nicht." Damals, als sie auf die Straße gingen, hatten sie anderes im Sinn als den bundesrepublikanischen Kapitalismus. Nun gut, jetzt geht es um Geschäfte. „Die Ost-Yuppies", sagt Raban, „werden noch kälter und noch gerissener sein als die West-Yuppies. Einfach, weil sie das System eher durchschauen."

Raban, gerade 22, Typ Rebell, aber modisch, hatte in der alten DDR Offset-Druck studiert. Und bei der „Facharbeiterweihe" sein Zeugnis auf offener Bühne zurückgegeben, weil er „keine Lust hatte, in diesem Betrieb zu arbeiten". Er schlug sich durch als Theatermaler. Er bedruckte T-Shirts mit Mickymäusen und verkaufte sie in den Ostseebädern.

Und dann kam die Wende, und die *DAZ* wurde gegründet. *Die Andere Zeitung*, die bei Demonstrationen zunächst als Faltblatt verteilt wurde und später, umfangreicher, mit der Tiefdruckbeilage *Kreuzer* erschien.

Die *DAZ* hat sich ausgehaucht, aber der *Kreuzer*, den Raban gestaltete, ist das derzeit bestgemachte Leipziger Magazin. Raban experimentiert mit Schriften und Logos, er versetzt das Blatt mit Linolschnitten und Zeichnungen, und jede Ausgabe sieht anders aus. Was gut ist, klaut er bedenkenlos aus Londoner Zeitschriften. Den Rest erfindet er selber.

Bisher hat er Abwerbungsversuchen westdeutscher Magazine widerstanden, „obwohl du verdammt gute Nerven haben mußt, um in Leipzig zu bleiben". Kultur macht in Leipzig nur der Udo Zimmermann. Zur Zeit laufen die Jazztage. Und abends drängt man sich in der Kneipe der „Pfeffermühle", weil es kaum andere gemütliche Lokale gibt. Dort, vor der Thomaskirche, tauchen die ersten schwarzen BMW mit Leipziger Kennzeichen auf, wo sächsische Jungunternehmer mit Sonnenbrille ihre Termine an Autotelefonen koordinieren.

Draußen wird Peter S.' Küchenbüfett verladen. Hier drinnen, in den spärlich möblierten, weißgestrichenen Räumen der Agentur, kommen ein paar Jugendliche „vor lauter Arbeit gar nicht mehr zum Nachdenken".

Manche Straßen in Leipzig meidet Raban. Solche, wo die Autonomen aus Connewitz und die rechtsradikalen Baseball-Schläger aus den Silos sporadisch aufeinander eindreschen. Doch die neue Gesellschaft im Osten wird nicht in links und rechts auseinanderbrechen, meint Raban, sondern in jung und alt. „Es wird einen Jugendfaschismus geben gegen die Vätergeneration."

Raban ist lebendig, kreativ, intelligent, und er ist absolute Elite. Sein Vater ist Frank Ruddigkeit, Kunstprofessor und Mitschöpfer des monumentalen Marx-Reliefs an der Universität. Eine Konkurrenzzeitschrift des *Kreuzer* hatte ihn wegen der Marx-Plastik unter Beschuß genommen. Nun will er hinausfahren, um seinen Vater zu beruhigen.

Raban liebt seinen Vater, obwohl er mit seiner Skulptur überhaupt nicht einverstanden ist. Er findet ihre Monumentalität „erschlagend", als er auf dem Universitätsplatz steht und hinaufschaut. Ein mumifiziertes Dogma, tonnenschwer in Bronze gegossen.

Es wirkt wie ein Grabstein, auch für Peter S., der aufwuchs und lebte in den alten Zeiten, mit den alten Helden des Reliefs, und der ihnen doch nie ähnlich sah.



Sterbewohnung des Peter S., Verwandter: Wendezeit als Fronterlebnis